

Lieb Vaterland.

Roman von Rudolph Strauß.

(11. Fortsetzung.)

„Wirklich reizend, vorhin...“ sagte sie in mühsam unterdrücktem Zorn. „Wenn Du Dich schon danach sehnst, mit Leib und Seele Franzose zu werden, dann gewöhne Dir auch wenigstens die französische Ritterlichkeit an — auch gegen die eigene Frau! Statt daß Du mich unter meinem eigenen Dach beschimpfen läßt! Wahrhaftig: man mag über Alphonse sonst denken, wie man will — aber er hat im kleinen Finger mehr Laft und Feingefühl als Ihr alle zusammen!“

Karl Feddersen hatte kaum zugehört. Er nahm mit sorgenvoller Miene ein paar Depeschen aus der Posttasche. Sie beobachtete es gereizt.

„Sei so gut, Charley, und lasse noch einen Augenblick Deine Kurse, wenn ich mit Dir rede!“

Er räusperte sich.

„Es sind keine Geschäftsnachrichten, Margot! Sie betreffen Dich! Ich muß es Dir jetzt eröffnen: Dein guter Vater ist nicht ganz wohl!“

„Was?“

„Deswegen hat er Dir schon nicht selbst geschrieben, sondern Deinem Bruder diktiert. Seitdem hat es sich leider verschlimmert!“

Sie schrie auf:

„Und das sagst Du mir erst jetzt?“

„Auf sein eigenes Geheiß, Margot! Er hat mir telegraphisch das Ehrenwort auferlegt, es Dir erst nach Beendigung der Lauffestlichkeit mitzuteilen! Du kennst ihn doch besser als ich! Er will ja nicht hören... nie zur Laft fallen... auch nur anscheinend.“

„Rein! Das sah Papa ganz ähnlich. Sie drückte sich leicht und erschütterte die Hände ineinander, um ihre Angst niederzukämpfen. Ihr Mann fuhr stotternd fort:

„Gerade vor Tisch ist das letzte Telegramm gekommen. Man bittet Dich nach Berlin. Am besten ist es, Du nimmst den Abendzug in zwei Stunden.“

Sie antwortete nicht. Sie eilte mit zusammengebissenen Zähnen in ihre Gemächer. Sie klingelte der Kammerjungfer und half ihr selbst beim Packen. Atemlos! Wahlos! Wie es kam. Dann fand sie reisefähig vor der Wiege ihres Kindes. Dort drüben, in nächstlicher Ferne, ahnten, fürchteten ihre umflossenen Augen eine Bähre. Anfang und Ende des Seins — der, der ihr das Dasein gegeben — der hier, dem sie es geschenkt — sie in der Mitte zwischen Leben und Tod...

„Jesus meine Zuversicht.“ — Von der Empore der Berliner Invalidenkirche klang der Sängerkhor, die Orgel brauste, unten im Schiff saßen, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, die Uniformen. Borne die alten Generale, die Waffengeführten des nun entschlagenen Herrn von Teuffern — streng, gefurchte Gesichter, auf manchem ein Sinnens: Wann sähest du Du zur großen Armees? Hinter ihnen die Abordnungen der Truppenteile, die Verwandten und Freunde des Hauses, die Regimentskameraden der Söhne, dazwischen, in das Bunt eingestreut, die schwarzen Trauerflore der Offiziersdamen.

Vorn vor dem Altar stand der Sarg. Voll Blumen und Kränze. Ueber den weißen Handbüchsen lag der Degen. Der Geistliche füllte mit kräftiger Stimme die Kirche. Er sprach von den Teuffern, die seit Jahrhunderten immer bereit gewesen, wenn die Höhengollern riefen, und es ging wie ein Wehen durch die zu beiden Seiten niederhängenden, vermorchten und vergilbten preussischen Ruhmeszeichen, wie ein fernes Echo: „Fredericus Rex, unser König und Feld —“

Wir schlagen den Teufel für Dich aus dem Feld!“

ein Ausrufen durch die Zeiten, Treue um Treue.

Einer der Generale hob den schlohweißen Kopf und murmelte eine Sentenz die Familie in der Loge links — die Witwe, die Kinder, die Schwiegereltern und Schwiegereltern. Vorn, neben ihrer Mutter sah Margarete, das Tuch vor den Augen... Es war ihr wie ein Traum... Die Reise durch die Nacht hierher... das Sterbedeckel... der Vater hatte sie noch erkannt... sie angelacht... mit seiner Hand die ihre gesucht... so, als ob er ihr noch etwas sagen wollte — gerade ihr vor allem — es lag wie eine Angst auf seinen eingefallenen, gültigen Zügen — es blieb unausgesprochen... Er nahm es mit sich hinüber...

„Hinter... Papa war immer da gewesen... man mußte überall seine Nähe und Hilfe. Seine stille Art wirkte in einem nach, auch wenn man getrennt von ihm war. Selbst in Paris.“

Margarete merkte jetzt erst, wie sie dort immer noch als Gegenstand zu ihrem Federfenschen Leben den Rückhalt in der Heimat gefühlt hatte. Sie spürte, wie das hier Geist von ihrem Geiste war. Und wie ein Widerhall der Erkenntnis schloß oben die Stimme des Predigers: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!“ Und Degen und Helm aus dem Sarge sprachen: „Hier ruht erfüllte Pflicht!“

Und auf den tiefsten Gesichtern aller alten und jungen Offiziere lag ein Abglanz dieses „Ich dien“.

Der Sarg hob sich. Es war ein Trauerzug über die Straße in den Invalidenfriedhof hineln, auf dem schon so viele preussische Krieger ruhten. Die Leute auf dem Bürgersteig blickten stehen. Viele lästerten laut. Ueber das letzte Sommerlaub an den Bäumen. Noch sangen die Vögel. Fern dröhnte Berlin. Der Geistliche breitete die Hände aus... All die funkelnden Helme sanken nieder... mit bloßen Köpfen standen die Generale, die Leutnants... Vater Unser, der Du bist im Himmel... Dummpfes Schollengelächel auf dem Satz... ein Händedruck nach dem andern neben dem offenen Grab. Margarete stand allein. Ihr Mann, der sie nach Berlin begleitet, hatte bringender Geschäfte wegen noch vor der Beisetzung heimreisen müssen. Sie hörte, wie einer der alten Herren halb laut, mit verbissenen Tränen, zu dem andern sagte:

„Ich hab' ihm damals noch die Fahne aus der Hand genommen, bei Affen, wie ihm die Kugel durch die Hand ging...“

„Ich hab' et nänlich in der Zeitung gelesen,“ sagte er zu Adalbert. „Da bin id von Eberswalde herüber. Ich war mit dem Herrn Hauptmann bei Mars-la-Tour!“

Die drei Söhne drückten ihm, einer nach dem andern, stumm die Rechte. Auch dem Krugwirt aus einem märkischen Dorf, einem einfügen Burfchen des Herrn Obersten. Vom Verein ehemaliger Angehöriger des alten Teufferschen Regiments war eine Abordnung erschienen. Wiedere Bürger. Die Erzählungen erklangen darunter Leute ihrer früheren Truppenteile. Sie begrüßten sie mit Handschlag. Es war wie eine Verbrüderung am Grabe. Kein Unterschied der Stände mehr. Preußen selbst, das Volk in Waffen, trug den General von Teuffern zu Grabe.

Und ein Bild erschien vor Margarete... die Taufstube in Paris... vor wenigen Tagen... die kalten Gesichter... das fleckige Lächeln... der Streit über die Kurse... Sie fröstelte... ihr war, als käme sie aus einem Pflanz... Sie schaute um sich. Die Trauerfeier war zu Ende. Die Leidtragenden verloren sich in Gruppen. Weit do hinten stand ein einzelner Herr, breitschultrig, im Zylinder u. buntem Jackett, wie abfichtlich abseits. Sie hatte ihn bisher nicht bemerkt. Er mußte sich während des ganzen Begräbnisses in den letzten Reihen gehalten haben. Er kam ihr vertraut vor. Nur etwas stürzte sie, der kurze, blonde Vollbart. Den trug er früher nicht. Sie zuckte zusammen. Er war es doch. Es war Moriz Lünemann.

Er sah gereizter und männlicher aus. Es lag ein unwillkürliches, etwas schwerfälliges Selbstbewußtsein in seiner Haltung. Eben wandte er sich um. Er wollte sich offenbar unbemerkt zurückziehen. So mochte sie ihn nicht gehen lassen. Am heutigen Tage nicht. Ihr Herz war weich. Sie ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie stumm, mit der Linken den Hut lösend. Er wartete, was sie ihm zu sagen habe. Er vermied die herkömmlichen Beileidsphrasen. Es war eine kurze Pause. Dann verließ sie:

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist!“

Es erschien ihr natürlich, ihn Du zu nennen, hier im Angesicht des Todes. Er erwiderte kurz:

„Ich war es ihm schuldig! Ich hab' zu viel Hochachtung vor ihm gehabt... immer...“

Sie verstummt und schauten auf den Kies zu ihren Füßen nieder. Dann hob sie den Kopf und fragte leise: „Wie geht's Dir denn?“

„Danke, sehr gut!“

„Du hast den Abschied genommen?“

„Schon vor mehr als zwei Jahren.“

„Und bist zufrieden?“

„Man ist mit mir zufrieden! Also bin ich's auch!“

Wieder schwiegen sie. Er kam ihr nicht um einen Zoll breit entgegen. Er sprach nicht eine Silbe von sich aus. Er fragte sie nicht einmal, wie es ihr ginge. Sie bot ihm zum Abschied die Rechte:

„Leb wohl!“

„Leben Sie wohl!“

Als sie dann vom Begräbnis heimführten, Mutter, Schwestern und sie in dem geschlossenen Wagen, sie alle in der übermäßigen, zerfallenen, leeren und motten Stimmung, nach Erfüllung der letzten Pflicht, sprach aus dem trüben Schweigen heraus ihre Schwester Sofie von selbst von Moriz Lünemann:

„Er macht Karriere!“ sagte sie. „Er ist in der Zeit die rechte Hand des Generaldirektors Malloneys. Ich hab' neulich gehört: er verdient schon fünfzehntausend Mark im Jahr!“

Nach Feddersenschen Begriffen war das nicht viel. Es tat Margarete weh, daß sie halb unbewußt diesen Vergleich zog. Das war der Geist von da drüben — das war ihr Mann... Rein, hier mußte sie für sich sein — unter denen, die ihres Blutes waren... ihres Namens... ihres Geschlechtes...“

Am Abend saßen sie alle beieinander in der Wohnung der Eltern. Ueber der lag noch der Sterbedeckel.

Man ging unwillkürlich auf den Fußspitzen, man sprach nur halb laut — es war, als sei unsichtbar immer einer mehr im Zimmer, höre, was man rede, wisse, was man dachte... Die Ehrfurcht vor seiner Nähe spiegelte sich auf allen bloßen Gesichtern. Man hatte das Gefühl, daß tiefes Schweigen das Beste sei. Aber es war eine Erlösung, daß man reden durfte. Von den nächstliegenden, alltäglichen Dingen, die mit dem Todesfall zusammenhängen. Margarete sah etwas abseits von dem andern. Es war selbstverständlich, daß sie, die Millionärin, von vornherein auf jede Erschaffung verzichtete. Sie wunderte sich nur, wie ruhig und vornehm diese geschäftsmännlichen jungen Männer und Frauen, die doch alle im Punkt des Geldes nicht auf Rosen gebettet waren, miteinander verhandelten, einander entgegenkamen, ängstlich jeden Schein meiden, als suchten sie einen Sondervorteil. Die Besprechung dort dauerte nicht lange, der alte Herr hatte seine Angelegenheiten in musterhafter Ordnung zurückgelassen. Er hatte seinen Tod gegahnt und in stoischer Ruhe erwartet: er schrieb es selbst in einem Abschiedsbrief an seine Söhne und Töchter, einfache, gültige Worte. Er dankte ihnen für ihre Liebe. Er war mit ihnen zufrieden, er gab ihnen seinen Segen auf den Lebensweg.

Sie hatten diese Zeilen, mit der Aufschrift „An meine guten Kinder!“ zuoberst in einem Fach seines Schreibtisches gefunden. Daneben hatte ein zweiter Brief gelegen. „An meine liebe Grete“ stand mit zitternder Hand darauf. Der älteste Bruder gab ihn ihr. Sie nahm ihn stumm und ging hinüber in das Zimmer ihrer Mutter. Dort stand sie allein für sich neben der brennenden Kerze und las:

„Meine geliebte Tochter! Du bist dasjenige meiner Kinder, dem es am besten geht, und das einzige, das mir wirkliche Sorgen macht.“

Die anderen brauchen meine Ermahnungen nicht. Sie gehen ihren Gang. Zu beiden Seiten haben sie Schranken. Sollten doch einmal einer nicht recht vorwärts können, so sind genug hilfreiche Hände um ihn herum, die ihn weiter führen.

Du aber stehst fern von uns, allein in einer schwindelnden Höhe — wenn man Reichum Höhe nennen soll. — Um Dich sind Menschen anderer Art, als ich sie kenne. Ich weiß nicht, wieviel sie Dir sind. Ich hab' sie, als ich bei Dir war, gar nicht gefaßt. Und Du, meine gute Grete — Du mußt bedenken, ich mische mich nicht bei Lebzeiten in Deine Angelegenheiten, ich spreche jetzt, nach meinem Tode, hier noch einmal als treuherziger Vater zu Dir — Du auch nicht! Deswegen bin ich nicht wiedergekommen.

Du hast Dich in Paris verloren, Grete — das verloren, was wir Dir in den Jahren mitgegeben haben. Du hast dafür Feddersenschen Geist und Feddersensche Weltanschauung eingetauscht.

Und denke: wenn es Krieg gibt. Einmal muß er wieder kommen. Wir sind zu reich und froh. Wir haben zu viel Reider. Dann gibt es keine Deutsch-Russen und Deutsch-Franzosen mehr, sondern nur noch Deutsche und ihre Feinde. In welchem Lager bist dann Du? Zerreißt Dir der Gedanke nicht die Seele, daß Dein Sohn dann die Waffen gegen das Land führen soll, das Dich gebar?

Kind... Es ist mein einziger Kummer, den ich noch habe, und meine letzte Bitte ist: Bleibe im Geist uns treu! Denke deutsch! Mache Deinen Mann wieder deutsch! Du hast Macht über ihn. Er liebt Dich. Ich habe Dich beobachtet. Glaube mir: Du wirst doch nie ganz so wie die Leute dort! Dazu muß man von Jugend auf zu ihnen gehört haben. Dir geht viel zu sehr Dein Elternhaus nach! Das magst Du zehnmal verleugnen. Du wirst es doch nicht los. Du warst doch immer so stolz, mein Kind! Ich an Deiner Stelle würde schon aus Stolz so bleiben, wie ich bin. Und eben dadurch den anderen auch Achtung abtönden und...“

Hier brach der Brief ab. Der General von Teuffern war offenbar gestört worden und hatte nicht mehr die Zeit zur Vollendung gefunden. Margarete las die Zeilen andächtig. Dann lehnte sie zu den übrigen zurück. Sie war den ganzen Abend still. Sie wollte am nächsten Tage heim. Sie durfte den kleinen Charles-Jwan nicht länger allein lassen. Es ging ihm gut. Ihr Mann schickte ihr jeden Morgen ein Bulletin über sein Befinden. Am Nachmittag vor der Abreise stand sie mit der Mutter noch einmal vor dem Grab. Sie hörte ihr Schluchzen. Sie dachte, wie verlassen sie nun sein würde, und bot sie:

„Komm doch zu mir nach Paris, Mama!“

In Frau von Teufferns vom Wein geröteten Augen lag sie fast einen Schreden über diesen Vorfall. Daran hatte die Generalin noch nicht gedacht. Das konnte sie nicht. Sie zog nach Potsdam zu ihrer

dort wohnenden verwitweten Schwester.

„Rein, Grete,“ sagte sie. „Ich danke Dir! Aber zu Euch passe ich nicht hin! Das weißt Du auch selbst am besten!“ Und ihre Tochter schweig mit einem trüben Lächeln und drang nicht weiter in sie.

Als sie dann, von ihrer Kammerjungfer für die Nacht versorgt, allein in ihrem Abteil des Luxuszuges saß, als die Räder unter ihr eintönig rastlos rollten, selten einmal in dem bleiernem Dunkel vor den Scheiden ein verlorenes Licht vorüberglitt, als nach all den Aufregungen und Erschütterungen dieser Tage plötzlich tiefste Einsamkeit sie umgab, da sagte sie sich: Der arme Papa spricht in seinem letzten Brief so zu mir, wie er mich vor fünfzig Jahren gesehen hat. Seitdem hat sich vieles in mir geändert. Ich brauche Rat und Hilfe jetzt noch weit nötiger als damals in dem ersten Kampf. Jetzt ist die Ernüchterung gefolgt. Ich sehe klar.

Eine Stelle des Briefes stand ihr vor Augen: „Du hast Macht über Deinen Mann. Er liebt Dich...“ Sie hob in müder Hoffnung den Kopf. Das war wahr. Karl Feddersen liebte sie in seiner Art. Wer noch geliebt wurde, brauchte nicht zu verzagen. Er hatte noch den Schlüssel zu seinem Schicksal in Händen.

Unter ihr donnerten die Schienen auf einer Brücke über einen unsichtbaren Fluß. Er rief sie fort durch die Nacht, aus der zerstörten Heimat weg. Sie hatte jetzt nur noch eine Zuflucht auf Erden — bei ihrem Mann und ihrem Kind. Neue Erfolge sie auf einmal. Sie warf sich vor: ich war lieblos gegen Charley! Er ist doch nun einmal mein Mann. Ich muß ihn nehmen, wie er ist. Ich hab' ihn nicht zu nehmen verstanden. Zuerst hab' ich zu leidenschaftlich um seine Liebe geworben, dann, als er das nicht begriff, stieß ich ihn durch Gleichgültigkeit zurück. Ich muß geduldiger sein. Ich muß immer daran denken, daß er mich liebt. Dann werde ich die beiden, den großen Charley und den kleinen Charles, doch noch in Wirklichkeit mein eigen nennen. Und — wer weiß — sie vielleicht doch, wie es der Vater will, unmerklich hinüberziehen in meine Welt...“

Sie hatte jetzt aus den Schauern der Sterbestunde, des Begräbnisses, der Nacht vor den Fenstern ein schmerzliches Sehnen nach dem, der dazu berufen war, sie im Leben zu schützen und zu geleiten. Die Einsamkeit war wie eine Mahnung in ihr. Sie war in einer weichen, verfühlernden Stimmung, als der Zug in Paris eintraf.

Karl Feddersen holte sie am Bahnhof ab und brachte sie nach Hause. Sie fing bei Tisch an, von dem Begräbnis zu berichten — von den vielen Offizieren, den Regimentsabteilungen, den Veteranen, der Predigt, dem Abschied neben dem Altar. Er hatte aufmerksam, aber ohne eigentliche Teilnahme zugehört. Plötzlich brach sie in helles Weinen aus. Er legte erschrocken den Arm um sie. „Was hast Du denn, Margot?“

„Ach nein... nein...“ Sie trocknete ihre Tränen, „es ist nur so...“

„Nun, Daisy?“

„Es ist dort alles so anders wie hier.“

„Wieso?“

„Ich weiß selber nicht... das versteht Ihr hier nicht... Das tut einem so weh...“

Das reizte ihn schon wieder.

„Früher hast Du Deine heimischen Verhältnisse nicht so bewundert!“ sagte er trocken. Sie nickte.

„Rein! Aber bei solchen Gelegenheiten merkt man doch, daß man ein Soldatenkind ist! Es steht in einem!“

„Nun... es freut mich, daß die Feiertage so würdig verlief. Wie steht es denn mit der finanziellen Lage Deiner Mutter? Ich bin natürlich gern bereit...“

„Danke sehr. Papa hat für alles gesorgt!“

Ihre kurze Antwort verdross ihn. Er versetzte ziemlich scharf:

„Du scheinst die Geldfrage gering einzuschätzen, nach Deinem hochmütigen Lächeln zu schließen. Ich nicht. Ich gehöre nicht zu Deinen Verren von buntem Tuch, jenseits des Rheins! Ich bin Kaufmann! Man kann das Geld betachen, man drehet! Aber dann soll man es auch nicht annehmen und mit vollen Händen ausgeben!“

Sie zuckte zusammen. Es war eine Pause. Endlich sagte sie langsam:

„Du hast recht! Ich lebe ja hier von milden Gaben! Ach... ich hab' solche Angst... Charley...“

„Was möchtest Du, denn, man erant?“ frag er nachsichtig, halb lächelnd. Sie ahnte schon förmlich seine Handbewegung zum Postfusseln in der Posttasche. Sie streckte abwehrend die Rechte aus.

„Laß nur diesmal Dein Schick-

sal nicht!“

„Sondern?“

„Wie mir zumute ist... Denke Dich in mich hinein... ich irrlichere da hin und her! Merkst Du das denn gar nicht?“

„Rein.“

Sein erstaunter Blick bestätigte es. Es lag Mißbilligung darin. Er wollte noch Tisch seine Ruhe haben. Er zündete sich im Salon eine Zigarette an. Er wartete, daß sie weiter sprechen würde.

„Was ist denn nur passiert?“ erfuhr er sich, da sie schweig.

„Nichts!“

„Über was soll denn passieren?“

„Nach nichts!“

„Allois! Tout va bien!“

„Was willst Du denn noch, mein Kind?“

„Mein Leben möchte ich! Es zerrennt mir so! Ich kann es nicht folgen... Es ist so ein schrecklicher Zustand... Es ist so ein schrecklicher Zustand... nicht über Papa, sondern über mich... Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, wenn das so weiter geht.“

Er rang nun ernstlich ungeduldig die Hände.

„Was denn weiter geht? Margot — man muß auch nicht un dankbar sein! Du hast wirklich alles, was eine Frau vom Leben erwarten kann... Mann und Kind... Reichum und eine glänzende Position! Zur Kaiserin von China kann ich Dich freilich nicht machen!“

„Aber unsere Ehe könntest Du anders machen!“

„Wie denn?“

„Zmiger, Charley... einfacher... herzlicher...“

„Einfacher? Sollen wir etwa am Sonntag nachmittag nach St. Cloud ziehen? Du schiefst den Kinderwagen, ich trage das Reh mit den Eschafen... Oder wie denkst Du Dir das?“

Sie kannte seine Art, Gespräche, die ihm unbequem wurden, ins Lächerliche zu ziehen. Es zuckte um ihre Lippen.

„Ich bin schon still, Charley,“ sagte sie. „Es ist ja alles vergebens! Du bist blind und taub!“

„Wenn Du mir nur endlich vertrauen wolltest, was Dir eigentlich fehlt!“

„Ein wenig Wärme, Charley, weiter nichts! Ich friere so zwischen Euch! Ihr seid so kalt. Und mir tut Kälte so weh.“

Er ging ungeduldig in seinem Zimmer auf und ab.

„Ach... verzehne mich mit diesen Sentimentalitäten von jenseits der Vogesen. Sie kommen gerade heute so unglücklich wie möglich. Komm mal her, Daisy... Ich will Dir was erzählen!“

Sie folgte seiner Aufforderung. Er legte ihr die Hand unter's Kinn.

„Deswegen kam ich hier in so guter Stimmung nach Hause, mo peitite! Es ist ja nur eine Keuschheit, aber für mich doch sehr wertvoll. Mein Naturalisierungsgesuch ist heute vom Minister unterzeichnet, von jetzt ab sind wir — Du, ich und Charles-Jwan — Bürger der französischen Republik.“

Sie erwiderte nichts. Ihr Gesicht blieb unbewegt.

14.

„Lieber Charley!“

Du schreibst, daß Deine Geschäfte Dich noch ein oder zwei Wochen in Paris festhalten. Ich hab' mir's gedacht. Eure Geschäfte dauern hinterher immer doppelt und dreimal so lang als Ihr zuerst glaubt. Du meinst, ich müßte mir inzwischen die Zeit in Biarritz nicht lang werden lassen. Doch, Charley — die Zeit wird mir hier zu lang! Ich habe Sehnsucht nach Charles-Jwan, nach unserem Heim, nach Dir.

Auch nach Dir! Das wird Dich wundern. Aber es ist ja. Ich habe in diesen Tagen viel über mich nachgedacht, über unsere Ehe, überhaupt, wie so alles gekommen ist. Man glaubt ja immer, man tut im Leben, was man will. Aber hinterher merkt man, daß einen irgend etwas von hinten unsichtbar gepackt und geschoben hat.

So bin ich Deine Frau geworden. Ich möchte mich einmal brieflich mit Dir aussprechen, ehe ich mich kurz entschliesse und dieser Tage auf eigene Faust zu Dir nach Paris komme. Ich habe mir die Frage vorgelegt: Wenn es nun vier Jahre zurück wäre und Du wärest wieder Margarete Teuffern — was würdest Du ein zweites Mal tun? Würdest Du wieder Ja oder Nein sagen? Und ich habe gefunden, daß es darauf gar keine Antwort gibt. Denn der, der sich das vorher überlegt, ist ein ganz anderer Mensch als der, der vorher die Entscheidung treffen soll. Mit anderen Worten: man kann nichts tun, als sich mit dem Gegebenen abfinden und die Folgen seiner Entschlüsse tragen. Die sind ja nicht immer froher Natur. Unsere Ehe ist nicht so geworden, wie sie hätte sein sollen und hätte sein können: Wir geben nebeneinander her. Wir sind einander müde. Du kannst ruhig Wochen ohne mich in Paris verbringen!

gen, ich sehe hier Hunderte von Melten von meinem Kind. Wir müssen uns viel näher kommen, Charley!“

Das hab' ich ja schon oft versucht — aber, wie mir jetzt klar ist, auf falschem Wege. Ich habe immer nur von Dir alles erwartet, statt einmal mich selber zu prüfen. Dazu hab' ich jetzt hier allein und in fremdem Lande Gelegenheit gehabt und habe es in der Woche seit Deiner Abreise schonungslos getan. Da hab' ich erkannt, daß auch an mir viel Schuld an unserer trüben Ehe liegt. Ich habe eine Verstandesheirat geschlossen. Ich habe keine Liebe, sondern Selbstsucht mitgebracht. Du warst mir nur der Gebende, der Schlüssel zu äußeren Dingen des Lebens, und hast es daran wachlich nie fehlen lassen, und ich habe sie als selbstverständlich hingenommen. Und wenn ich versucht, die Liebe durch Pflichterfüllung zu ersetzen, — ja, Ihr habt mir ja nie Pflichten auferlegt. Ihr nehmt sie mir sogar aus den Händen: Ich darf noch nicht einmal die Temperatur im Zimmer meines Kindes selbst bestimmen. Ich bin rein ein Luxusgegenstand, und was das Schlimmste ist, ich habe mich darin noch gefühlt. Das reicht sich jetzt an mir. Mein besseres Teil wird unruhig. Es fordert sein Recht. Es muß es haben. Es gerät sonst einmal auf Abwege. Denn schlafen wie bisher kann es nicht mehr.

Wenn ich jetzt, ohne Dich erst zu fragen, zurückkehre, Charley, müßt Du in mir mehr sehen als bisher. Du müßt mir einen Wirkungsreis geben, der meiner Würdig ist, ernste Obliegenheiten. Ich will von jetzt ab Charles-Jwan tatsächlich und in jedem Sinn eine Mutter sein. Wir beide, seine Eltern, wollen uns zusammen einleben in eine wirkliche Freundschaft. Denn wir sind doch einander verbunden, und ich brauche einen Halt. Kein Mensch kann auf die Dauer ganz allein sein, am wenigsten eine Frau.

Warum ich Dir das alles schreibe und nicht lieber sage? Lieber Charley, ich fürchte Dein ironisches Lächeln! Vor dem erstirbt mir das Wort im Munde. Ich bringe nicht die Hälfte von dem heraus, was ich jetzt niedergeschrieben habe. Ich sehe Dich an: Kasse von nun an dies Lächeln! Sei gut zu mir, sei erst zu mir! Ehre Deine Liebe zu mir, indem Du mich von nun an für voll nimmst und nicht als ein Spielzeug behandelst. Sieh nicht nur mit Wohlgefallen mein bishen Neuzug ins Bild Dir Mühe, auch einmal in meine Seele einzudringen. Vielleicht ist da mehr. Ich will es Dir lobnen. Ich will Dich lieben. Dann werden wir gewiß noch recht, recht glücklich zusammenkommen.

Ich werde schon, wenn Du mich auf dem Bahnhof erwartest, an Deinem Gesicht sehen, ob Du mich verstanden hast, daß dies eine Lebenswende für mich bedeutet. Eine Wendung zu Dir. Ich flüchte mich zu Dir. Ich muß es. Ich schicke diesen Brief heute als Boten voraus und reise selbst morgen von hier ab. Von Bonbay telegraphiere ich noch genau meine Ankunft in Paris. Auf Wiedersehen! Lies meinen Brief genau! Dies ihn lieber zwei- oder dreimal, bis er Dir alles sagt, was er sagen soll. Küsse Charles-Jwan von mir!

Margarete.

Sie hatte eine Abschrift dieser Zeilen bei sich und überflog sie noch einmal ernst und gedankenvoll, während der Süß-Expreß sie langsam, auf geräuschlos rollenden Rädern nach dem eigentlichen Europa trug.

Die Kammerfrau steckte den Kopf durch den Türspalt und erundigte sich flüsternd, ob Madame etwas brauche. Margarete Feddersen vernahm. Sie schloß die Augen und lehnte sich in die Polster zurück. Sie war froh, daß sie nun bald schlafen konnte. Als sie am nächsten Morgen den Vorhang zurückzog, war es schon spät. Unermüdlich furrten und sangen unter ihr die Räder. Draußen glitt Frankreich vorbei — aber nicht das lachende Hügelland wie sonst. Dieser lahle Sandboden, diese endlosen Kiefernwälder des Departements Landes erinnerten an die Heimat... an den Gruenwald... an die Dürsterte zwischen den Föhren — das Rot der Sonne über der Hovel, wie sie es so oft in ihren Mädchenjahren gesehen...“

Seltam: bei dieser Gedankenverbindung hatte Moriz Lünemann vor ihr. Sie fand noch nicht mehr an ihn gedacht. Es hatte Monate gegeben, wo er ganz aus ihrem Bewußtsein geschwunden gewesen war. Jetzt auf einmal lebte er wieder. Sie wußte selbst nicht, wie das kam.

(Fortsetzung folgt.)

— S e m ä n n i s c h. — Wie lange fahren Sie schon zur See als Schiffskapitän, Herr Doktor?

— Etwa dreizehn Seemeilen!

— W o r d e m R e n n e n — Rennstallbesitzer (zum Zocher): Willstam, Sie sind zu schwer; können Sie denn nichts ablegen?

Zocher: Ich habe ja schon meinen leichtesten Anzug an und habe den ganzen Tag nichts abgelegt.

Rennstallbesitzer: Dann gehen Sie wenigstens und lassen Sie sich rasieren!